

Taunus-Blätter

Unterhaltungs-Blätter / Geschichte und Heimatkunde
Wochen-Beilage zur Taunus-Zeitung

Kelkheimer- und
Hornauer Anzeiger

Nassauische Schweiz ✧ Anzeiger für Ehlhalten,
Eppenhain, Glashütten, Ruppertshain, Schloßborn

Falkensteiner Anzeiger
Fischbacher Anzeiger ✧

4. Jahrgang

Geschäftsstelle:
Hauptstraße 41

Mittwoch, den 16. Januar 1918

Kernsprecher:
Königslein 44

Nummer 2

Deutsches und korsisches Blut.

28)

Von Hans Wald.

Nachdruck verboten

Einige Minuten schwieg man verblüfft. Dann klang es mit einer Stimme zurück: „Aber Du darfst nicht dulden, daß Monsieur Günther Dein Frankreich, Deine Heimat bekämpft!“

„Und was soll ich dagegen tun?“ fragte Hortense zurück. Ein spöttisches Lächeln flog über alle Gesichter. Da fragte eine bildschöne junge Frau, eine geborene Pariserin dazu, was sie tun solle, um ihren Gatten nach ihrem Sinne zu lenken! Anfangs lachte man. Dann wurden einzelne Stimmen lauter und lauter, die erklärten, sie würde nie zu einem solchen Ungeheuer von Ehemann zurückkehren, sondern in dem schönen Paris verbleiben, bis jener sich besonnen habe.

Da sah denn Hortense ein, daß der Zeitpunkt gekommen sei, wo sie die Brücken hinter sich abbrechen müsse, wenn ihr der Boden unter den Füßen nicht zu heiß werden sollte. Ohne den Eltern etwas von ihrem Vorhaben zu sagen, schrieb sie an ihren Gatten und bat ihn, sie heim zu holen. Um ihn nicht unnütz zu erregen, deutete sie die Stimmung in Paris, die jetzt von Tag zu Tag trüber zu werden begann, nur an.

Erst als sie die Antwort ihres Mannes über den Termin seiner Ankunft an der Seine in Händen hatte, machte sie den Eltern Mitteilung.

In seinem Unmut über diese Ueberraschung vergaß sich Charles Baraillon so sehr, daß er ausrief: „Dein Mann hätte lieber zu Hause bleiben sollen, denn das Volk von Paris sieht heute die Deutschen nicht gern. Zu groß haben sie unsere verbündeten russischen Freunde herausgefordert. Auch für unser Haus ist es nicht angenehm, wenn Monsieur Günther hier absteigt, dessen Name schon in einer Pariser Zeitung zu lesen war. Kannst Du ihm nicht noch schnell depeeschieren, er möge seine Reise aufgeben?“

„Dazu ist es zu spät,“ antwortete Hortense kühl, „mein Mann wird heute abend schon in Paris ankommen.“ Aber sie war nicht so gelassen, wie sie schien, sie bedauerte, daß sie nicht sofort nach dem Nationalfeste geschrieben und um sein Kommen gebeten hatte.

Ihr Vater biß sich auf die Lippen; sein Plan war mißglückt. „Dann ist es freilich zu spät,“ sagte er, „aber ich kann ihm nur raten, sich etwas zurück zu halten, damit ihm keine Schwierigkeiten entstehen.“

„Du hast früher selbst Paris eine gastfreie Stadt genannt,“ sagte Hortense lebhaft. „Du wirst doch meine Vaterstadt nicht schlechter machen wollen, als sie ist? Jedenfalls wird sich mein Mann keinem unwürdigen Versteckspielen unterziehen, das kannst Du doch nicht verlangen.“

„Das verlange ich auch nicht,“ versetzte Charles Ba-

raillon ärgerlich; „wohl aber verlangen wir Franzosen, daß die Deutschen eine jede Herausforderung unseres Vaterlandes unterlassen. Du hast ja neulich selbst gelesen, was das Pariser Blatt über Günthers politische Tätigkeit geschrieben hat, die uns nicht gleichgültig sein kann. Nach diesen Vorkommnissen kann seine Anwesenheit in Paris leicht als eine Provokation aufgefaßt werden. Das müßt Ihr doch zugestehen.“

Hortense mußte wider ihren Willen lächeln. „Aber, Papa, Du verwechselst ja die Rechtsbegriffe gänzlich. Seitdem wir verheiratet sind, ist mein Gatte noch nicht wieder auf französischem Boden gewesen. Was er gesagt hat, das geschah doch bei uns zu Hause, im Elsaß.“

„Nun ja,“ antwortete Herr Baraillon, „das weiß ich. Aber Elsaß-Lothringen ist doch so gut wie Frankreich, das niemals auf die ihm entrisenen Provinzen verzichtet hat. Wenn er also in diesen Ländern etwas gegen Frankreich spricht, so kränkt, verletzt, beleidigt er Frankreich. Das wird sich kein guter Patriot gefallen lassen.“

Die junge Frau zuckte die Achseln. Diesen immer wieder austauschenden chauvinistischen Anschauungen gegenüber war jeder Einspruch vergeblich. Wenn ihr Vater gegenüber seinem Schwiegersohne so sprach, was sollte sie da von dem Gros der Pariser Bevölkerung erwarten? Unter diesen Umständen mußte der Aufenthalt für Erich in der erregten Stadt wenig erquicklich sein, und sie taten am besten, ihn so sehr wie möglich abzukürzen. Das sollte geschehen.

Erich Günther hatte auf seiner Reise schon genug im Zuge gehört, um daraus erkennen zu können, wie es in Paris selbst stand. Er benützte auch die erste Gelegenheit, um Hortense zu verständigen, daß sie höchstens zwei Tage an der Seine bleiben und dann heimkehren würden. Wer weiß, was plötzlich hereinbrechen konnte?

Ueber seine Aufnahme im Baraillon'schen Hause konnte sich der Deutsche nicht beklagen. Madame war überschwänglich, wortreich wie immer, sie umarmte und küßte den Schwiegersohn und tat ersichtlich gerührt. Das machte auf Günther keinen großen Eindruck, denn die Tränen sahen bei der würdigen Dame stets sehr lose. Ihr Gatte war feierlich wie sein schwarzer Bratenrock, den er dem Schwiegersohn zu Ehren angelegt hatte, aber seine Höflichkeit ließ wenigstens nichts zu wünschen übrig. So vollzog sich das Bekomplimentieren ohne allen störenden Zwischenfall.

In seinen einzelnen Vierteln ist das weite Paris, auch als moderne Stadt nur ein kleines Nest, und so war es kein Wunder, daß es bald genug in dem ganzen Quartier hieß: „Der deutsche Schwiegersohn des Herrn Baraillon ist soeben angekommen.“ Wer um einen Vorwand nicht verlegen war, machte sich auf, den Ankömmling zu sehen, und wer keinen Vorwand ausfindig machen konnte, erschien so. Man war einfach neugierig, von politischer Abneigung war für jetzt nichts zu bemerken, und da der Gatte Hortense's ein außergewöhnlich stattlicher Mann war, der fliehend und interessant

zu plaudern wußte, so konnte er auch mit dem Urteil vor diesen Frauen der Freunde, Nachbarn und Bekannten des Hauses zufrieden sein.

„Es ist besser gegangen, als ich dachte,“ sagte er am späten Abend zu seiner Frau. „Man muß der Gefahr nur kühn ins Auge sehen. Im übrigen bleibt es bei unserem Gedanken, übermorgen Paris zu verlassen. Besser ist besser. Das hindert nicht, daß wir uns wenigstens morgen noch einmal Paris anschauen. Wer weiß, wie und unter welchen Umständen wir es später einmal wiedersehen.“

„Du hast Befürchtungen, glaubst wohl gar an einen Krieg?“ fragte Hortense erschreckt. „Es wäre fürchterlich, wenn es dahin käme.“ Sie zitterte voll Angst an seinem Halse.

„Es wäre fürchterlich, das sage auch ich,“ wiederholte er; „und wir wollen hoffen, daß die Wetterwolken gnädig vorüberziehen. Wir dürfen uns aber auch nicht verhehlen, daß alles möglich ist.“ Daselbe sagte in derselben Stunde Monsieur Baraillon zu seiner Frau. Er hatte allerlei private Mitteilungen erhalten, die ihn recht ernst gestimmt hatten: Er hatte so oft vom Revanchekriege gesprochen, aber ihm direkt ins Auge zu sehen, das war weniger angenehm.

Auf ihrem Spaziergange durch die Stadt kamen Erich und Hortense Günther auch zu dem gewaltigen Konfordinplatz, den die Standbilder der großen französischen Städte umgeben, unter ihnen noch aus der Zeit vor 1870 die Statue der Stadt Straßburg, mit Trauerkränzen und Trauerflor geschmückt.

Eine große Menschenmenge drängte sich und riß auch das lustwandelnde Paar mit fort, das sich vergebens schnell freie Bahn zu verschaffen suchte. So mußte es auch die wütenden Hekreden gegen Deutschland anhören.

Das Paar beherrschte sich vollkommen, aber schon die Tatsache, daß es nicht in das wütende Geheul und in die Schmährufe des Pöbels, unter dem es verschiedene elegant gekleidete Personen am ärgsten trieben, einstimme, wendete die Aufmerksamkeit des Mob auf die beiden einzigen Menschen, die unter diesem wüsten Geschrei die Ruhe bewahrten. Dann folgten Schimpfworte, die von den Beleidigten unbeachtet gelassen wurden, bis endlich einer der Krakeeler seinen Spazierstock gegen Günthers Haupt erhob. Ein fester Griff des Deutschen nach dem erhobenen Handgelenk ließ den Franzosen vor Schmerz aufschreien und den Stock sinken, und verächtlich drehte ihm Günther dann den Rücken.

Die Szene schien einen friedlichen Ausgang zu nehmen, als Hortense in ihrer nächsten Nähe die hervorgezückten französischen Worte „Ein deutscher Spion!“ vernahm. Sie hatte die Stimme erkannt, trotzdem sie sehr gedämpft klang, es war die ihres Vettters Bernard, aber sie konnte sich unmöglich denken, daß dieser die Leute noch in so hämischer und verleumderischer Weise aufreizen wollte. Wenn Erich den schlechten Menschen erkannte, mußte es einen Zusammenstoß geben; diese Niederträchtigkeit fehlte nur noch, um das Maß zum Ueberlaufen zu bringen. So suchte sie ihren Mann schnell fortzuziehen, um weitere unliebsame Vorkommnisse zu verhüten. Aber da wiederholte sich der infame Ruf, und diesmal hatte Günther ihn vernommen.

Er wandte sich um. Sofort suchte Bernard Baraillon, der in Zivil war, in der Menge unterzutauken, aber sein Gegner hatte ihn schon entdeckt. Aus dem ganzen Gesichtsausdruck seines Feindes erlah er die Schuld, und ein halbblaues, kurzes, aber messerscharfes Wort der Verachtung flog in das Gesicht des rachsüchtigen Menschen. Deutlicher noch sagte ihm Hortense die Wahrheit. Bernard zuckte zusammen, er schien zu bereuen, was er getan. Aber jetzt war es zu spät, die Umstehenden hatten das Wort von dem „deutschen Spion“ bereits aufgenommen und stürzten sich auf Erich Günther.

Hortense stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor ihren Gatten und die blühenden Augen auf den seigen Ankläger richtend, sagte sie mit lauter Stimme: „Ich bin die Tochter des Gemeinderats Charles Baraillon und mein Gatte ist ein Ehrenmann. Ich hoffe, Ihr werdet mir mehr glauben, wie jenem Menschen, der zwar mein Vetter ist, aber nur aus den niedrigsten Beweggründen handelt. Ich bitte, laßt uns gehen und seid bedankt für Eure Gerechtigkeit.“

Die schlichten Worte der jungen Frau hatten großen Eindruck gemacht, die Menge teilte sich, um das Paar durchzulassen, als Bernard Baraillon, der sich jetzt selbst mißtrauisch beobachtet sah, ausrief: „Fragt ihn doch, ob er nicht ein Deutscher ist? Aus Freundschaft zu uns kommen Deutsche jetzt nicht nach Paris, wo der Krieg nahe ist.“

Wieder folgte ein lautes Geschrei: „Das ist wahr! Es lebe der Krieg, hoch unser Verbündeter Rußland, nieder mit Deutschland, zur Hölle mit den Boches! Holt die Polizei!“

Die brauchte nicht erst geholt zu werden, sie stand bereits hinter dem Ankläger und dem Angeklagten. Ein Brigadier war bereit, Erich Günther auf den ersten Wink seines vorgeordneten Kommissars zu verhaften, und dieser letztere verlangte schon von Bernard Baraillon eine Legitimation.

Er wunderte sich nicht groß, daß dieser sich als aktiver Offizier bezeichnete, denn es war keine Seltenheit, daß Offiziere der Provinz-Garnisonen trotz des Gebotes, Uniform zu tragen, in Zivilkleidung nach Paris kamen. Das ging ihn auch nichts an. Die Feststellung der Persönlichkeit genügte. Da Bernard zu seinen bisherigen Aussagen hinzufügte, der von ihm verdächtigte Deutsche sei inaktiver Offizier, so mußte Erich Günther den Weg zum nächsten Polizeikommissariat antreten, wohin ihn Hortense tapfer begleitete.

Wie alle Pariser Kinder, war sie auf die Polizei ihrer Vaterstadt wenig gut zu sprechen, sie wußte, welche Irrtümer und Konfusionen dort möglich waren. Und so war sie keineswegs gesonnen, das Schicksal ihres Mannes dem Geschick oder Ungeschick der Polizeibeamten zu überlassen.

Auf dem Polizeikommissariat erklärte sie kategorisch, das ihr Vater, der doch gewiß als ein einwandfreier und unverdächtigster Zeuge gelten könne, zur Entlastung seines Schwiegersohnes und ihres Mannes vorgeladen werden müsse, und benützte dann ohne weiteres den amtlichen Telephonapparat, um ihren Eltern von dem Vorgefallenen Mitteilung zu machen. Charles Baraillon antwortete, daß er sofort auf dem Kommissariat erscheinen werde, um seine Aussagen zu machen.

Die Geschichte war ihm sehr unliebsam, er gönnte dem nach seiner Meinung viel zu hochfahrenden Schwiegersohn wohl eine gehörige Lektion, aber er war doch zu wahrheitsliebend, als daß er wünschen sollte, dies könne auch auf Kosten der Tatsachen geschehen. Und dann war er ein viel zu zärtlicher Vater, als daß er seiner Tochter, auf die er doch nicht wenig stolz war, eine solche Blamage mit ihrem Manne wünschen sollte. In seinem Chauvinismus hielt er bei den Deutschen auch ziemlich viel für möglich, aber daß sein Schwiegersohn die Rolle eines gewöhnlichen Spions spielen sollte, erschien ihm gänzlich ausgeschlossen. Dazu war der Mann viel zu stolz.

So machte er denn vor der Polizei seine Aussage und erreichte die Freilassung des Beschuldigten, allerdings unter der Bedingung, daß Günther binnen 24 Stunden Paris und innerhalb 36 Stunden den französischen Boden verlassen haben müsse. Das machte aber nicht viel aus, da die Abreise ohnehin für diesen Zeitpunkt in Aussicht genommen war.

Aber die junge Frau war mit dieser für ihren Gatten erlangten Genugthuung noch nicht zufrieden, sie erkundigte sich sehr energisch, was aus dem Denunzianten, der ihrem Manne diese Umständlichkeiten bereitet habe, werden würde, ob für ihn nicht eine Strafe zu erwarten sei. Da breitete der

Polizeikommissar mit Pathos seines Armes aus: „Madame, der Leutnant Baraillon hat nur seine Pflicht getan, indem er uns auf die Möglichkeit einer Spionage aufmerksam machte. Dafür verdient er Dank und Anerkennung, keine Strafe. Die Deutschen würden uns bald mit Spionen überschwemmen, wenn die Wachsamkeit nachläßt.“

Die junge Frau hatte eine scharfe Antwort auf der Zunge, aber Erich Günther erkannte in seiner ruhigen Denkwiese, daß hier alle Auseinandersetzungen nutzlos seien. So reichte er ihr den Arm und führte sie aus dem kahlen Bürozimmer hinaus auf die Straße, um mit ihr nach Hause zurückzukehren und dort für die Reise, um eine Erfahrung reicher, die Koffer zu packen.

Monsieur Charles Baraillon war noch auf dem Kommissariat geblieben. Die Beamten blickten ihn amüsiert an, als er jetzt pustete und schnaufte, wie wenn ihm eine Last vom Herzen gefallen sei. „Meine Herren,“ sagte er, sich den Schweiß von der Stirn trocknend, „wünschen Sie sich keine Töchter. Söhne begehen auch Torheiten, aber man kann mit ihnen ein kräftiges Wort reden, und sie räumen dann ein, daß sie Dummheiten gemacht haben. Aber Mädchen wollen stets das letzte Wort haben und Recht behalten, mit denen ist nichts anzufangen.“

„Nun, man verzeiht schon dem Geschick,“ sagte der Kommissar, „wenn die Tochter so hübsch ist, wie Madame.“ Er lächelte über den allzu eifrigen Vater. Aber Baraillon schüttelte nur den Kopf, während er sich mit einer Verbeugung entfernte. Diese Sorge mit der Polizei war er los, aber eine größere war geblieben. Er hatte es erfahren, der Krieg stehe vor der Tür. Wie brachte er es fertig, seine Tochter in Paris zu behalten, und verhinderte es, daß sie mit ihrem Gatten in das Elßah heimkehrte, welches nach seiner Überzeugung der Schauplatz des Krieges werden mußte.

Bernard Baraillon, sein Neffe, war eine Viertelstunde bei ihm gewesen, und ihm hatte der Onkel schon seine Bedenken geklagt. Bernard hatte dann schon versucht, Hortensies Gatten zum Spion zu stampeln, aber dieser Streich war denn doch gar zu sehr von persönlichem Haß erfüllt gewesen, als daß der Onkel ihn hätte billigen können. Es hätte ihm auch beinahe die Liebe der Tochter gekostet. Der besorgte Vater mußte nun einen anderen Weg einzuschlagen versuchen. An Hortensies Widerstand konnte freilich alles scheitern.

Ganz Paris wogte wie ein sturmumbrandetes Schiff. Aus Berlin war die amtliche Anfrage an die französische Regierung eingegangen, wie sich dieselbe angesichts der gegen Deutschland gerichteten russischen Mobilmachung zu verhalten gedachte. Die deutsche Reichsregierung hatte damit den letzten Schritt getan, um zu verhüten, daß ihr unberechtigter Vorwürfe gemacht werden könnten, aber in Paris wußte jeder sofort die Antwort, die darauf folgen würde, und die nur die Kriegserklärung bringen konnte.

Ein Zufall schien Hortensies Vater zu Hilfe kommen zu wollen. Als Frau Melanie den wüsten Kriegsspektakel von der Gasse her hörte, überfielen sie Schreikrämpfe, und als Hortense mit ihrem Gatten zu Hause eintraf, fanden sie bereits den Arzt anwesend, der dringend Schonung und Ruhe für die Patientin empfahl. Während Günther die Koffer packte, blieb seine Frau bei der Kranken, die sich unter ihrem herzlichen Zureden wieder zu beruhigen begann.

Aber nun kam eine Schwierigkeit: Frau Melanie wollte die beschwichtigende Anwesenheit der Tochter an ihrem Lager nicht entbehren, und doch konnte diesem Verlangen nur entsprochen werden, wenn die junge Frau verzichtete, ihren Gatten bei der Abreise zu geleiten.

Als Charles Baraillon zu Hause von der jähen Erkrankung seiner Frau hörte, blickte in ihm ein Hoffnungsstrahl auf. „Natürlich,“ sagte er seinem Schwiegersohn, „wird Hortense so lange hier bleiben, bis die schlimmsten Anfälle

des Leidens vorüber sind und ihre Mutter das Bett verlassen kann.“

Erich Günther dachte nach und fürchte die Stirn: „Es ist selbstverständlich, daß meine Frau ihrer Mutter beisteht. Ich bedaure nur, daß ich, wie Sie ja wissen, innerhalb 24 Stunden abreisen muß. Wird Mama Baraillon innerhalb dieser Frist sich so weit erholt haben, daß sie die Pflege Hortensies entbehren kann?“

Der Schwiegervater vermied es, seine Genugtuung zu zeigen. „Ich hoffe es,“ sagte er. „Und sollte sich ja eine kleine Verzögerung in der Genesung zeigen, nun, so reisen Sie voran, und Ihre Frau wird Ihnen ein oder zwei Tage später folgen.“

Ein verständnisvolles Lächeln kräuselte Günthers Lippen: „Sie wissen selbst, lieber Schwiegervater,“ antwortete er, „daß Frankreichs Kriegserklärung an Deutschland jeden Augenblick unterzeichnet werden kann, wenn das nicht schon in dieser Stunde geschehen ist. Ich werde noch über die Grenze kommen, da ich in jedem Falle Frankreich verlassen muß. Begleitet meine Frau mich nicht, so wird es für die Reise zu spät sein, und wer weiß, wer weiß, ob wir uns jemals wiedersehen,“ schloß er mit einem schweren Seufzer.

Charles Baraillon war nicht wohl zu Mute, als er erkannte, mit wie tiefem Gefühl sein Schwiegersohn die Sache auffaßte. Aber er versuchte, die Sache ins scherzhafte zu ziehen. „Reden Sie doch nicht so, lieber Schwiegersohn, als ob der Feldzug, wenn es wirklich dazu kommen sollte, eine kleine Ewigkeit dauern könnte. Der wird bald genug vorbei sein, es wird nicht wie 1870/71 kommen. Dann werden Sie hoffentlich Ihre Frau gesund und munter wieder in die Arme schließen. Das ist das schlimmste, was geschehen kann. Und nun machen Sie wieder ein frohes Gesicht.“

Das frohe Gesicht wollte Erich Günther denn doch nicht gelingen, im Gegenteil durchkreuzten die widerstrebendsten Gedanken seinen Kopf. Als er sich über seine Liebe zu Hortense klar geworden war, hatte er sich auch alle Zukunftsmöglichkeiten genau überlegt, unter welchen der Ausbruch eines deutsch-französischen Krieges nicht an letzter Stelle stand. Aber diese eigenartige Situation, in der er sich gerade befand, war ihm doch nicht so recht zum Bewußtsein gekommen. Der Krieg war da, er mußte nach Hause, wohin ihn auch seine Dienstpflicht rief, und seine Frau stand vor der an sich nicht ungerechtfertigten Forderung ihrer Eltern, wegen der Erkrankung ihrer Mutter zurück zu bleiben. Was würde Hortense nun tun? Wer wollte ermessen, ob ein Wiedersehen jemals stattfinden würde?

Jetzt sprach der Schwiegervater ziemlich lebenswürdig, aber er war doch ein Franzose und ein Chauvinist durch und durch, und seine Haltung würde sich während des Krieges ganz gewiß bedeutend ändern.

Und ein kurzer Krieg? Der Schwiegervater sprach davon, aber Günther glaubte nicht daran. Deutschland im Krieg mit Rußland und Frankreich, zu denen England sich höchstwahrscheinlich noch gesellen würde, daß das kein kurzer Krieg sein würde, konnte man sich ohne weiteres sagen. Wenn Hortense in Paris blieb, so war ein Wiedersehen in eine unabsehbare Ferne gerückt, denn es war natürlich ausgeschlossen, daß sie in kurzer Frist ihrem Gatten auf seiner Reise folgen konnte. War sie in ihrem Wohnsitz, so war auch unter den größten Schwierigkeiten und Gefahren ein Wiedersehen häufiger möglich.

Erich wollte mit seiner Frau sprechen, die sollte selbst entscheiden. Das paßte zwar dem Schwiegervater nicht ganz, der alles sofort abgetan zu sehen wünschte, aber er fand sich schließlich drein.

Er baute auf das Zureden seiner Gattin, die gewiß verstehen würde, ihre Tochter zum Bleiben zu bestimmen. Und dann war das Ziel erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Geschichte von Hornau.

In der Gemeinde-Registatur zu Hornau befindet sich folgende interessante Urkunde aus dem Jahr 1801:

„A. M. hochlöbliches Oberamt Höchst!

Beantwortung:

Die 1795 Gemeinds-Rechnung, wurde sammt Urkunden, von dem zeitlichen Bürgermeister (Rechner) Bender dem gesammten Orts-Vorstand, und deren Gemeindsmitgliedern zur Einsicht vorgelegt, und zu recht befunden worden und nachher aufbewahrt, und versteckt, da die Ankunft der Franzosen 1796 so nahe und auch wirklich eingetroffen, so ist mein diessen Schultheissen Behauptung, ganz aus geplündert, und die nöthige Versteckte Gerichtliche Papiere, sammt Rechnungen und Urkunden verbracht, zerrissen, die Gerichts-Kisten aufgeschlagen, so hat man nach diesem, da es Vielmehr dem Orts-Vorstand, und Bürgermeister von bemelter Rechnung, noch in gutem Gedächtnis war, so sind wir zusammen getreten, und statt der Vorigen eine andere gefertigt, wo wir nicht glauben werden, die Gemeinde oder der Bürgermeister verkürzt zu sein.

Ein solches wird durch uns Ends-Unterzeichnete attestirt.
Hornau den 18. Oktober 1801.

Joseph Löw, Schultheiss
Peter Müller des Gerichts
Johannes Bender des Gerichts
Philipp Reis als Vorsteher.

Georg Piepenbring, Rönigstein.

Zum Gedächtnis an grosse Zeit.

6. Januar 1917. Im Westen wurde ein englischer Vorstoß bei Arras abgeschlagen, im Osten holten sich die Russen an mehreren Stellen, namentlich im Ditoz-Tal, Niederlagen. In Rumänien versuchte der Feind, nachdem ihm seine Operationsbasis bei Braila entzogen, bei Jocsani auf 25 Kilometer Frontbreite einen Entlastungsstoß, der jedoch keinen Erfolg hatte.

7. Januar 1917. Während die Russen bei Riga und im Putna- und Ditoztal durch neue vergebliche Anstürme verlorenes Gelände wiederzunehmen trachteten, wurde weiter südlich von den Verbündeten die starke und zähe verteidigte Milcow-Stellung genommen und Jocsani besetzt. Viele Gefangene wurden gemacht. — Es wurde festgestellt, daß die Franzosen die Gefangenen wider alles Völkerrecht behandelten und mißhandelten.

8. Januar 1917. Den Russen gelang es endlich, die ihnen bei Illust entzogene Insel wiederzuerobern. — In Rumänien ward der Feind bis an die Mündung des Rimniclusses zurückgeworfen, bei Jocsani wurde der Sieg ausgenutzt und die Putna gewonnen. Bei Jundani wurde der Russe erneut geworfen, Garleasca wurde gestürmt.

9. Januar 1917. Bei Riga blieben starke russische Angriffe erfolglos. Im Susita- und Casinu-Tal scheiterten russisch-rumänische Vorstöße, während es in Rumänien der 9. Armee gelang, auf dem linken Putna-Ufer Fuß zu fassen, so daß der Feind hinter den Sereth zurückgehen mußte, auch an der Rimnicul-Sereth-Mündung wurden Fortschritte gemacht.

10. Januar 1917. Im Westen herrschte von der Maas bis zum Opermbogen starkes Artilleriefeuer. Im Osten kam es zwischen Riga und Smorgon zu lebhaftem Kampfe mit den angreifenden Russen; im Uz- und Susita-Tal wurden dem Feinde mehrere Stützpunkte entzogen. Die Entente richtete an Griechenland ein Ultimatum, worauf der griechischen Regierung nichts übrig blieb, als sich allen Forderungen ihrer Bedränger zu fügen.

11. Januar 1917. Im Westen wurden zwei Angriffe an der Anore zurückgewiesen, ebenso russische Vorstöße an der

Bahn Wilna—Dünaburg. In Rumänien mußte der Feind zurück; Da Burtina wurde genommen. Die Türken warfen bei Rut el Amara die angreifenden Engländer; bei Gamadan unternahmen die Türken einen erfolgreichen Ueberfall bis in die zweite Hindernislinie des Feindes. Von Bedeutung waren die zwischen der Türkei und Deutschland unterzeichneten Verträge, durch welche die gegenseitigen Rechtsbeziehungen festgelegt wurden. In einer Note an die Neutralen machte die deutsche Regierung die Entente für die Fortsetzung des Krieges verantwortlich.

12. Januar 1917. Ein flammender Aufruf Kaiser Wilhelms charakterisierte die feindliche Eroberungssucht und Heuchelei. An der Anore wurden die wiederum anstürmenden Engländer zurückgetrieben. In Rumänien waren kleinere Erfolge zu verzeichnen, osmanische Truppen nahmen den Ort Wihalea. Die Entente bekannte endlich Farbe, indem sie auf die Wilsonsche Note mit ernstern Eroberungszielen antwortete.

13. Januar 1917. In den Ostkarpathen drangen an der Goldenen Bistritz deutsche Truppen in russische Stellungen ein, im Ditoz-Tal wurde eine feindliche Bergklippe gestürmt. In Rumänien wurde von türkischen Truppen ein russischer Vorstoß bei Badeni abgeschlagen, bei Czerestrau wurde dem Feinde die Höhe 704 entzogen.

14. Januar 1917. Die Veröffentlichung des Handschreibens Kaiser Wilhelms an den Reichskanzler vom 31. Oktober 1916 gab der ganzen Welt den klaren Beweis von dem Friedenswillen des Kaisers. Der König von Bayern richtete an den Kaiser ein Telegramm, in dem er die unerschütterliche Bundestreue für die Fortsetzung des Kampfes betonte. In Rumänien wurde das Dorf Badeni, der letzte noch vom Feinde gehaltene Ort südlich des Sereth, gestürmt. Im Warschauer Königsschloß wurde der provisorische polnische Staatsrat eröffnet.

15. Januar 1917. Bei Ramolosa am Sereth wurde ein starker russischer Massenangriff zurückgeschlagen; der in deutsche Gräben eingedrungene Feind ward ungefährnt wieder hinausgeworfen. Starke russisch-rumänische Angriffe zwischen Susita- und Casinu-Tal wurden überall abgeschlagen.

16. Januar 1917. Feindliche Angriffe im Opermbogen wurden abgewiesen, auf der Combres-Höhe gelang es, in die feindlichen Stellungen einzudringen. Im Osten wurden bei Smorgon starke russische Angriffe abgeschlagen. In der Sumpfniederung zwischen Braila und Galatz hatten die Türken Gefechte. Der polnische provisorische Staatsrat ersieh einen Aufruf, worin er seine Tätigkeit darlegte.

(Fortsetzung folgt.)

„Der Mann mit dem Koks“ im Winter 1917/18.

„Mutter, der Mann mit dem Koks ist da!“
„O welche Wonne! Hip, hip, hurra!“
Führ' ihn herein!
Gib schönsten Wein!
Lad' ihn zum fürstlichen Frühstück ein!“
Mann mit dem Koks, o mein Herzensschatz,
Nehmen Sie hier auf dem Sofa Platz!
Rauchen Sie dies?
Trinken Sie das?
Belieben Sie wohl eine Ananas?
Mann mit dem Koks, ach, zu aller Zeit
Oeffnen sich Herzen und Arme weit,
Denn jeder schrie
Schon morgens früh:
„Mann mit dem Koks, wir vergöttern Sie!“
(„Aladberadatsch“).

Verantwortliche Schriftleitung, Druck und Verlag
Ph. Aleinböhl, Rönigstein im Taunus.